

Jürgen Spitzmüller

Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung

Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen

Zusammenfassung: Der vorliegende Beitrag stellt eine Variante der sprachwissenschaftlichen Diskursanalyse vor, die sowohl in der Germanistischen Diskurslinguistik als auch in der interdisziplinären Diskursforschung bislang wenig bekannt ist: Die soziolinguistische *Sprachideologieforschung* bzw. *Metapragmatik*. Der Beitrag stellt die zentralen Konzepte dieses Ansatzes vor, zeigt, wie die diskursive Aushandlung von (kommunikativen) Ideologien und die Verfestigung ideologischer Konzepte damit analysiert und modelliert wird, diskutiert soziopragmatische Funktionen von Sprachideologien und exemplifiziert die theoretischen und methodischen Erläuterungen an einem linguistischem Fallbeispiel: der Erfindung der ›Internetsprache‹ als diskursiv-interpretativem Phänomen.

Schlagwörter: Diskurslinguistik, Metapragmatik, Sprachideologien, Soziolinguistik, Registrierung, Indexikalität

Summary: This paper introduces a strand of linguistic discourse analysis that is not much known both in Germanic discourse linguistics and in inter-disciplinary discourse research: sociolinguistic *language ideology research* or *metapragmatics*. The paper sketches the basic concepts of this approach, it shows how (communicative) ideologies are discursively negotiated and describes how metapragmatics models and analyzes the reinforcement of ideological concepts. Furthermore, the paper discusses socio-pragmatic functions of language ideologies. The theoretical and methodical elaborations are exemplified by means of a linguistic case in point: the invention of ›the Internet language‹ as a discursive and interpretive phenomenon.

Keywords: Discourse Linguistics, Metapragmatics, Language Ideologies, Sociolinguistics, Enregisterment, Indexicality

1 Einleitung

Dieser Beitrag stellt einen linguistischen Zugang zum Diskurs vor, der in den letzten Jahren vor allem in der angloamerikanischen Soziolinguistik viel Bedeutung gewonnen hat, in der germanistischen Diskurslinguistik bis jetzt aber noch nicht sehr intensiv rezipiert wurde (vgl. für einige Hinweise Spitzmüller/Warnke 2011, passim): die metapragmatische Analyse sozialer Indexikalität und sozialsemiotischer Registrierungsprozesse. Diese vor allem in der amerikanischen Linguistischen Anthropologie entwickelte Form der Sprachhandlungsanalyse richtet ihr Interesse primär auf die Frage, wie soziale Positionen und Sprachideologien diskursiv ausgehandelt, sozialsemiotisch aufgeladen und transformiert werden. Ihr Gegenstand ist also ein genuin linguistischer: Es geht um Sprache und sprachliches Handeln als soziale Praxis. Dennoch ist sie auch für andere Formen der Dis-

kursanalyse, etwa sozialwissenschaftliche, historiographische und medienwissenschaftliche, interessant, denn im Mittelpunkt dieser Forschungsrichtung steht letztlich, wenn auch zumeist auf Sprache spezifiziert, die Frage, wie ›Dinge‹ zu sozial bedeutsamen ›Zeichen‹ werden, inwieweit diese Zeichen das Resultat diskursiver Prozesse sind und inwieweit sie das diskursive Handeln ihrerseits prägen.

Der Beitrag stellt zunächst die Grundkonzepte und -annahmen der Metapragmatik vor, diskutiert dann einige zentrale soziale Funktionen und exemplifiziert den Ansatz schließlich an einem linguistischen Beispiel: der ›Erfindung‹ der ›Internetsprache‹.

2 Metapragmatik: Grundkonzepte und -annahmen

Das Konzept der *Metapragmatik* wurde maßgeblich von dem Sprachanthropologen Michael Silverstein (u.a. 1979, 1993) geprägt und ausgearbeitet (vgl. auch Verschueren 2004). Silverstein bezeichnet, ausgehend von Roman Jakobsons (1971) *metasprachlicher Funktion*, mit der *metapragmatischen Funktion* von Zeichen ihre Möglichkeit, reflexiv auf pragmatische Phänomene, also auf kommunikatives Handeln, zu verweisen:

»Signs functioning metapragmatically have pragmatic phenomena – indexical sign phenomena – as their semiotic objects; they thus have an inherently ›framing‹, or ›regimenting‹, or ›stipulative‹ character with respect to indexical phenomena.« (Silverstein 1993, S. 33)

Die Metapragmatik fokussiert also sprachliche Handlungen, die auf sprachliche Handlungen verweisen und fragt danach, wie die Kommunikationsakteure selbst kommunikatives Handeln (das ihrige und das von anderen) bzw. die Umstände kommunikativen Handelns reflektieren und konzeptualisieren. Sie steht somit in der Tradition der Ethnomethodologie und Ethnographie, die ja auch die Soziolinguistik nachhaltig geprägt haben (vgl. v.a. Gumperz/Hymes 1972; Hymes 1974).

Im Kontext metapragmatischer Forschung wurden einige Konzepte entwickelt, die für die Analyse metasprachlicher Diskurse zentral geworden sind, an erster Stelle das der *Sprachideologie*. Dieser ebenfalls v.a. von Silverstein (1979) geprägte Begriff umfasst, im Anschluss an die generellen Ideologiekonzepte von Vološinov (1929/1975), Gramsci (1991–2002) und Althusser (1977), die Summe aller Werthaltungen, mit denen die sprachliche Wirklichkeit von sozialen Akteuren diskursiv konstruiert wird. Die viel zitierte ›klassische‹ Definition lautet:

»ideologies about language, or linguistic ideologies, are any sets of beliefs about language articulated by users as a rationalization or justification of perceived language structure and use.« (Silverstein 1979, S. 193)

Zweierlei ist dabei wichtig: Erstens umfasst der Begriff *alle* Werthaltungen und Einstellungen zu Sprache und Sprachgebrauch – auch, wie Silverstein klar herausstellt, linguis-

tische Theorien zu Sprache und Sprachgebrauch. Zweitens werden Sprachideologien, wie das Verb *articulated* in Silversteins Definition verdeutlicht, als genuin diskursive Phänomene betrachtet. Es geht also tatsächlich (nur) um solche Werthaltungen und Einstellungen, die diskursiv geäußert und verhandelt werden (vgl. Blommaert 2005, S. 158–202).

Sprachideologien sind aus Sicht der Sprachideologieforschung grundlegend für das gesellschaftliche Verhalten und die soziale Positionierung der Akteure. Das folgende Zitat verdeutlicht dies:

»As part of everyday behavior, the use of a linguistic form can become a pointer to (index of) the social identities and the typical activities of speakers. But speakers (and hearers) often notice, rationalize, and justify such linguistic indices, thereby creating linguistic ideologies that purport to explain the source and meaning of the linguistic differences. To put this another way, linguistic features are seen as reflecting and expressing broader cultural images of people and activities. Participants' ideologies about language locate linguistic phenomena as part of, and evidence for, what they believe to be systematic behavioral, aesthetic, affective, and moral contrasts among the social groups indexed. That is, people have, and act in relation to, ideologically constructed representations of linguistic differences. In these ideological constructions, indexical relationships become the ground on which other sign relationships are built.« (Irvine/Gal 2000, S. 37)

Ein weiterer zentraler Begriff findet sich in diesem Zitat: der der (*sozialen*) *Indexikalität*. Darunter versteht die Soziolinguistik, im Anschluss an die semiotische Trias von Peirce (1903/1983), aber auch an das Indexikalitätskonzept von Garfinkel (1967), die Fähigkeit sprachlicher Zeichen, soziale Werte, Akteurstypen und Lebensformen zu evozieren bzw. zu kontextualisieren. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass sprachliche Zeichen nicht nur auf bestimmte Sachverhalte referieren, sondern dass sie immer auch bestimmte Werte (bzw. Ideologien) *indizieren*.

Wichtig ist dabei die ebenfalls auf Silverstein zurückgehende Annahme, dass indexikalische Zuschreibungen (und mithin Sprachideologien) sozial stratifiziert sind. Sprachliche Handlungen werden demzufolge in verschiedenen Kontexten und von verschiedenen Akteuren unterschiedlich bewertet. Silverstein (2003) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Ideologien ›indexikalisch geordnet‹ sind. Dabei unterscheidet er Stufen der gesellschaftlichen Verfestigung der indexikalisch-sozialen Bedeutung sprachlicher Formen, v.a. die folgenden drei:

1st-order indexicality: Bezugsetzungen von sprachlichen Formen zu einem bestimmten soziodemographischen Kontext, die von ›außen‹ (bspw. durch linguistische Beobachtung) vorgenommen werden, ohne dass den Sprechern selbst bewusst ist, dass sie ›spezifisch‹ sprechen.

2nd-order indexicality: Bezugsetzungen, welche von den Akteuren selbst vorgenommen werden. Sie ermöglicht, dass sprachliche Formen selbst Kontexte signalisieren, also als *Kontextualisierungshinweise* (vgl. Auer 1986) dienen können.

3rd-order indexicality: sprachliche Formen, die als so ›typisch‹ für einen bestimmten Kontext angesehen werden, dass sie etwa in Stilisierungen einer bestimmten Personengruppe (sensu Bachtin 1971, S. 202–228) verwendet werden können.¹

Entscheidend ist dabei, dass diese Ordnungen als aufeinander bezogen gedacht sind: Jede *n*-te Ordnung präsupponiert die *n–1*-te Ordnung, was aber nicht bedeutet, dass diese *n–1*-te Ordnung faktisch wirklich existiert (vgl. Silverstein 2003, S. 220). Das bedeutet, sprachideologische Zuschreibungen entstehen aus der Annahme eines musterhaften Sprachgebrauchs bestimmter sozialer Gruppen bzw. durch Zuschreibungen eines solchen Sprachgebrauchs. Das können Selbst- und Fremdzuschreibungen sein, die beide vom faktischen Sprachgebrauch divergieren können (vgl. Johnstone/Andrus/Danielson 2006). Der Frage, wie solche Zuschreibungen diskursiv entstehen, geht die metapragmatische Analyse nach.

Silversteins Konzept der *indexical orders* wurde von Jan Blommaert aufgegriffen und in einer spezifischen Art und Weise modifiziert, die für die Sprachideologieforschung ebenfalls wichtig ist. In Anlehnung an Foucaults (1997) *ordre du discours* entwickelt Blommaert das Konzept der *orders of indexicality* (vgl. Blommaert 2005, S. 73 ff., 2010, S. 37 ff.), das er folgendermaßen beschreibt:

»While performing language use, speakers [...] display orientations towards orders of indexicality – systematically reproduced, stratified meanings often called ›norms‹ or ›rules‹ of language and always typically associated with particular shapes of language (i.e. the ›standard‹, the prestige variety, the usual way of having conversation with my friends etc.). [...] Stratification is crucial here: we are dealing with systems that organize inequality via the attribution of different indexical meanings to language forms (e.g. by allocating ›inferior‹ value to the use of dialect varieties and ›superior‹ value to standard varieties in public speech).« (Blommaert 2005, S. 73)

Im Unterschied zu Silverstein geht es Blommaert dabei weniger um den Prozess der Verfestigung der Indexikalität als um ihre soziale Streuung. Sein Konzept tritt der in der frühen Soziolinguistik (und auch im medialen Diskurs) verbreiteten Annahme entgegen, dass es grundsätzlich ›bessere‹ oder ›prestigeträchtigere‹ und ›schlechtere‹ oder ›weniger prestigeträchtige‹ Sprachen und Varietäten gebe. Dem hält er entgegen, dass es vom jeweiligen sozialen Setting, von den beteiligten Akteuren und ihren Einstellungen abhängt, wie eine kommunikative Praxis bewertet wird und damit, wie erfolgversprechend sie ist.

1 Diese Unterscheidung schließt an eine terminologische Differenzierung von Labov (1971, S. 192–206) an, der von *indicators* (≈ *1st-order*), *markers* (≈ *2nd-order*) und *stereotypes* (≈ *3rd-order indexicality*) spricht (vgl. Silverstein 2003, S. 217).

So genanntes ›ethnolektales Deutsch‹ etwa (im Mediendiskurs häufig *Türkendeutsch*, *Kanaksprak* o.ä. genannt) mag in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft als Zeichen mangelnder Sprachkompetenz gelten, in bestimmten sozialen Gemeinschaften gilt sie aber als Zeichen von Kompetenz, als Ausweis von Gruppenidentität und als Statussymbol. Dasselbe gilt umgekehrt auch für ›standardnahes‹ Deutsch (›Hochdeutsch‹). Aus Blommaerts Sicht besonders wichtig ist, dass diese Indexikalitäts-Ordnungen soziale Ungleichheit organisieren, die besonders dann zum Vorschein kommt, wenn Akteure zwischen verschiedenen ›Indexikalitäts-Ordnungen‹ wechseln und dadurch riskieren, ihre Fähigkeit zu verlieren, kommunikative Ziele durch die Wahl der jeweils als geeignet angesehenen Mittel zu erreichen (vgl. Blommaert 2005, S. 77).

Ein letztes Begriffspaar aus der Soziolinguistik und Linguistischen Anthropologie, das für die Analyse sprachideologischer Diskurse wichtig ist, ist das der *Registers* und der (*sozialen*) *Registrierung* (*enregisterment*). Der Registerbegriff hat in der Soziolinguistik eine lange Tradition (einschlägig ist Halliday 1978, S. 31 f.), in der Linguistischen Anthropologie wurde er in den letzten Jahren aber neu und weiter entwickelt. Für diese Entwicklung sind insbesondere die Arbeiten von Asif Agha (2006, 2007) von Bedeutung. Er definiert ein *Register* als

»a cultural model of action

1. which links speech repertoires to stereotypic indexical values
2. is performable through utterances (yields enactable personae/relationships)
3. is recognized by a sociohistorical population« (Agha 2007, S. 81)

»registers [are] culture-internal models of personhood linked to speech forms.« (Agha 2007, S. 135)

Es handelt sich also um kulturell verankerte Ethnokonzeppte, die sprachliche Formen mit Personen- und Handlungstypen verbinden. Register selbst bestehen aus, wie Agha es nennt, *sozialen Emblemen*:

»An *emblem* is a thing to which a social persona is attached. It involves three elements; (1) a perceivable thing, or diacritic; (2) a social persona; (3) someone for whom it is an emblem (i.e., someone who can read that persona from that thing).« (Agha 2007, S. 235)

Ein solches Emblem kann ein bestimmter sprachlicher Ausdruck sein. Agha selbst (2007, S. 225) nennt bspw. *Cor blimey* als Emblem für *Cockney Slang*. Für das Deutsche könnte man mit bestimmten sozialen Gruppen und Verhaltensweisen assoziierte Lexeme und Lexemverbindungen nennen, etwa so genannte Jugend- und Szenevokabeln, Entlehnungen, die von manchen mit positiv, von anderen mit negativ bewerteten Verhaltensweisen und Personentypen assoziiert werden, wissenschaftliche Terminologie oder dialektale Varianten.

Den Prozess nun, in dem ein Zeichen zu einem – von sozialen Gruppen unterschiedlicher Größe als solchem wahrgenommenen – System von sozialen Emblemen wird, also

zu einem *Register*, nennt Agha *enregisterment* bzw. *social enregisterment*, also *Registrierung* bzw. *soziale Registrierung*:

»When a thing/diacritic is widely recognized as an emblem – when many people view it as marking the same social persona – I will say that it is enregistered as an emblem, or is an *enregistered emblem*. ›Enregistered‹ just means ›widely recognized‹, and there are degrees of it.« (Agha 2007, S. 235)

»*Enregisterment*: processes and practices whereby performable signs become recognized (and regrouped) as belonging to distinct, differentially valorized semiotic registers by a population.« (Agha 2007, S. 81)

Registrierungsprozesse sind also diskursive Prozesse, in denen soziale Bedeutung zugewiesen wird, und auf diese Prozesse zu achten heißt darauf zu achten, ob und wie sprachliche Formen metapragmatisch mit Personentypen und Handlungsmodellen verbunden werden:

»Our focus [...] needs to be not on things alone or personae alone but on acts of performance and construal through which the two are linked, and the conditions under which these links become determinate for actors.« (Agha 2007, S. 235)

Auf Silversteins Konzept der indexikalischen Ordnungen bezogen können *Register* als Phänomene der zweiten und dritten Ordnung betrachtet werden, und *Registrierung* als Prozess der Entwicklung einer zweiten und gegebenenfalls dritten Ordnung aus der Annahme der Existenz einer ersten indexikalischen Ordnung.

3 Soziale Positionierung

Warum aber findet eine soziale Registrierung von Zeichen überhaupt statt? Die soziolinguistische Standardantwort darauf ist: Diese sozial-indexikalischen Zeichen und Bedeutungszuschreibungen dienen in erster Linie der *sozialen Positionierung* (bzw. der Konstruktion von *Identitäten*). Soziale Positionierung ist eine auch diskurslinguistisch wichtige Funktion, sie ist die Grundlage für Prozesse sozialer Stratifizierung bzw. der Aushandlung und Verfestigung von gesellschaftlichen Hierarchien (Dynamiken der *Macht*), von Prozessen also, denen das zentrale Interesse vieler Varianten der Diskursanalyse – und neuerdings auch (wieder) der Diskurslinguistik (vgl. Spitzmüller/Warneke 2011, S. 182 f.) – gilt.

Die gegebene Antwort wirft nun aber ihrerseits wieder grundlegende Fragen auf. Vor allem: Was bedeutet, linguistisch gesehen, *soziale Positionierung* überhaupt? Was heißt es, mittels Kommunikation eine ›Position‹ einzunehmen? Diese Frage wird in der Soziolinguistik zurzeit (unter dem Label *Stancetaking*) intensiv diskutiert (vgl. Englebretson 2007; Jaffe 2009). In diesem Zusammenhang hat John Du Bois (2007) ein durch seine

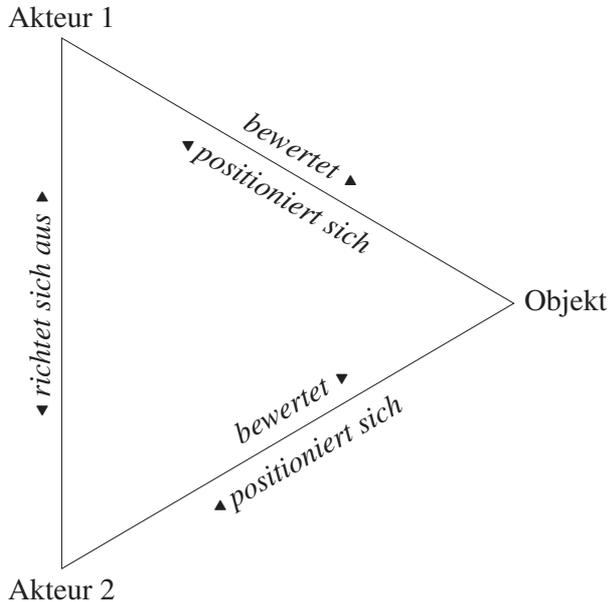


Abbildung 1: Das ›Stance-Dreieck‹ (nach Du Bois 2007, S. 163)

Einfachheit bestechendes Modell vorgeschlagen, das die Frage zu beantworten versucht: das so genannte ›Stance-Dreieck‹ (vgl. Abbildung 1). Demzufolge lässt sich das kommunikative ›Stancetaking‹ in drei ineinander verschachtelte Teilprozesse unterteilen:

1. den Prozess der *Bewertung* (*evaluation*) eines ›Objekts‹ (›Gegenstands‹, ›Sachverhalts‹, einer ›Idee‹, ›Tätigkeit‹ usw.) durch einen bzw. mehrere ›Akteure‹,
2. den Prozess der *Positionierung* (*positioning*) dieser Akteure in Relation zum ›Objekt‹ (durch die Bewertung) und
3. den Prozess der *Ausrichtung* (*alignment*), bei dem die Standpunkte verschiedener Akteure abgeglichen werden, also die Positionierung verschiedener Akteure zueinander aufgrund ihrer jeweiligen Bewertungen eines spezifischen ›Objekts‹.

Das heißt, mit Du Bois gesprochen:

»Stance is a public act by a social actor, achieved dialogically through overt communicative means, of simultaneously evaluating objects, positioning subjects (self and others), and aligning with other subjects, with respect to any salient dimension of the sociocultural field.« (Du Bois 2007, S. 163)

Oder kürzer:

»I evaluate something, and thereby position myself, and thereby align with you.« (Du Bois 2007, S. 163)

Das Modell ist für das Verständnis sozialer Positionierung deswegen so hilfreich, weil es zwei wichtige Aspekte in den Fokus rückt. Erstens unterstreicht es die Tatsache, dass Positionierung ein *sozialer* und *interaktiver Prozess* ist – und dies in mehrfacher Hinsicht, nämlich zum einen insofern, als Standpunkte stets interaktiv ausgehandelt werden, und zum anderen insofern, als ein Standpunkt ja nur ein Standpunkt relativ zu anderen ist. Zweitens verdeutlicht das Modell durch die Korrelation von Standpunktbezug und Bewertung, wie wichtig der Aspekt der *Ideologie* für Prozesse sozialer Positionierung ist: Jeder Standpunktbezug kommuniziert, da er die Bewertung eines ›Objekts‹ einschließt und somit Werte und Einstellungen zum Ausdruck bringt, Ideologien.

Auf der Basis dieses Modells lässt sich soziale Positionierung durch Sprachgebrauch brauchbar modellieren, besonders dann, wenn man die Konzepte des *sozialen Registers* und der *sozialen Registrierung* in die Modellierung mit einbezieht, was im Folgenden geschieht. Zunächst lässt sich dabei festhalten, dass auch Sprachgebräuche zum ›Objekt‹ eines Standpunktbezugs werden können, nämlich dann, wenn Akteure diesen Sprachgebrauch explizit metapragmatisch bewerten (etwa: ›Dialekte sind emotionaler und authentischer als Standardsprache‹, ›Anglizismen sind nichts als Imponiergehabe‹). In solchen Fällen der expliziten metapragmatischen Referenz kann man die Position des ›Objekts‹ mit ›Sprachgebrauch‹ besetzen und den Prozess der ›Bewertung‹ als ›metapragmatische (sprachideologische) Bewertung‹ spezifizieren. Da Sprachgebräuche im Kontext von Registern ihrerseits mit Personen- und Handlungstypen assoziiert werden, ist diese Bewertung gleichzeitig auch eine Bewertung sozialer Personen und Handlungen (von assoziierten Sprechern und Lebensweisen). Aber nicht immer, und vielleicht sogar in den wenigsten Fällen, sind metapragmatische Referenzen derart explizit (vgl. Verschueren 2004). Und tatsächlich müssen sie es auch nicht sein, denn man kann sich zu einem Sprachgebrauch (und den damit assoziierten sozialen Werten) auch schon allein dadurch positionieren, dass man diesen *praktiziert*. Praxis heißt aber nicht in jedem Fall Affirmation: Man kann einen Sprachgebrauch praktizieren und sich zugleich von ihm distanzieren, dann nämlich, wenn man eine *Stilisierung* vornimmt. Man muss also verschiedene Formen der sprachlichen Performanz bzw. Stilisierung unterscheiden.

Eine hilfreiche und in der Soziolinguistik viel beachtete Unterscheidung verschiedener Stilisierungspraktiken haben Bucholtz/Hall (2006, S. 382 ff.) vorgelegt. Sie unterscheiden drei Paare solcher Praktiken:

1. *Adequation* und *distinction*: den Versuch der Herstellung von Ähnlichkeiten bzw. Unterschieden zu anderen sozialen Akteuren und Akteursgruppen bzw. (im Fall einer Kategorisierung anderer) zwischen anderen sozialen Akteuren.

Im Prozess der *Adäquation* bestimmt das Streben nach sozial wahrgenommener *Ähnlichkeit* die Stilisierung, saliente Unterschiede werden zugunsten dessen ausgeblendet. Der Prozess der *Distinktion* stellt demgegenüber einen Versuch der Abgrenzung von anderen bzw. anderer dar, hierbei werden Unterschiede konstruiert und in den Vordergrund gestellt, saliente Ähnlichkeiten werden ausgeblendet.

2. *Authentication* und *denaturalization*: den Versuch der Herstellung von ›Authentizität‹ bzw. ›Künstlichkeit‹.

Der Prozess der *Authentifizierung* beschreibt dabei den Versuch bzw. den formulierten Anspruch, hinsichtlich des eigenen Handelns bzw. aufgrund spezifischer Charakteristika möglichst ›authentisch‹ oder ›natürlich‹ zu sein (wobei ›Authentizität‹ und ›Natürlichkeit‹ als soziale Konstrukte bzw. als Ideologien verstanden werden), der entgegengesetzte Prozess der *Denaturalisierung* den Versuch, bewusst ›un-authentisch‹ zu wirken (bspw. durch *Parodie* und *Verfremdung*) oder andere als ›un-authentisch‹ bzw. ›unnatürlich‹ darzustellen.

3. *Authorization* und *illegitimation*: den Versuch, eine soziale Position durch bestimmte soziale Prozesse (der Institutionalisierung bzw. Machtausübung) zu legitimieren (*Autorisierung*) oder sie umgekehrt zu delegitimieren. Dies beinhaltet die diskursive Durchsetzung von bzw. den diskursiven Kampf um Ideologien.

Durch eine bestimmte Sprachwahl und die Art und Weise, wie sie praktiziert wird, können Akteure also versuchen, wie eine bestimmte (imaginierte) Gruppe zu klingen oder gerade ganz anders, um sich ihr gegenüber zu positionieren. Sie können weiterhin versuchen, als ›authentische‹ So-und-So-Sprecher zu erscheinen oder durch Verfremdung eine andere, vielleicht kritische, vielleicht überlegene Position gegenüber So-und-So-Sprechern zu markieren. Schließlich können sie versuchen, sich als legitime So-und-So-

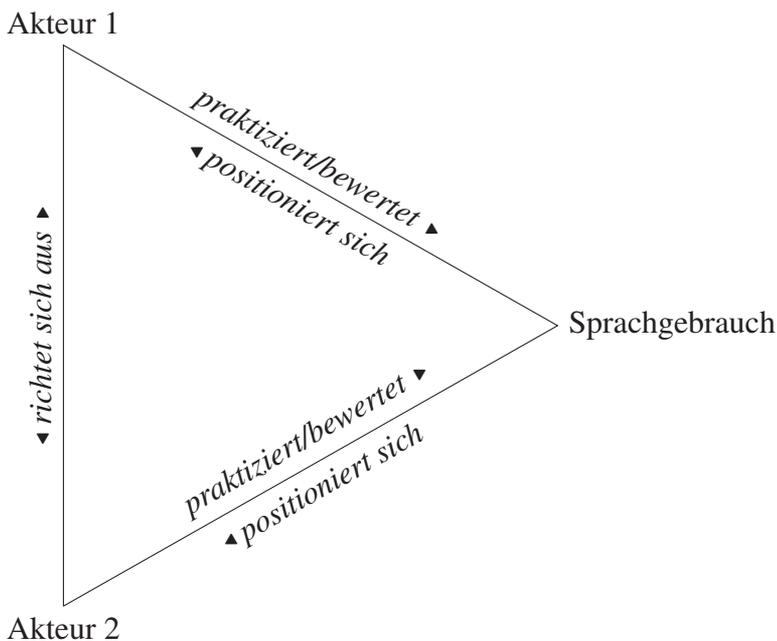


Abbildung 2: Auf Sprachgebrauch spezifiziertes ›Stance‹-Dreieck

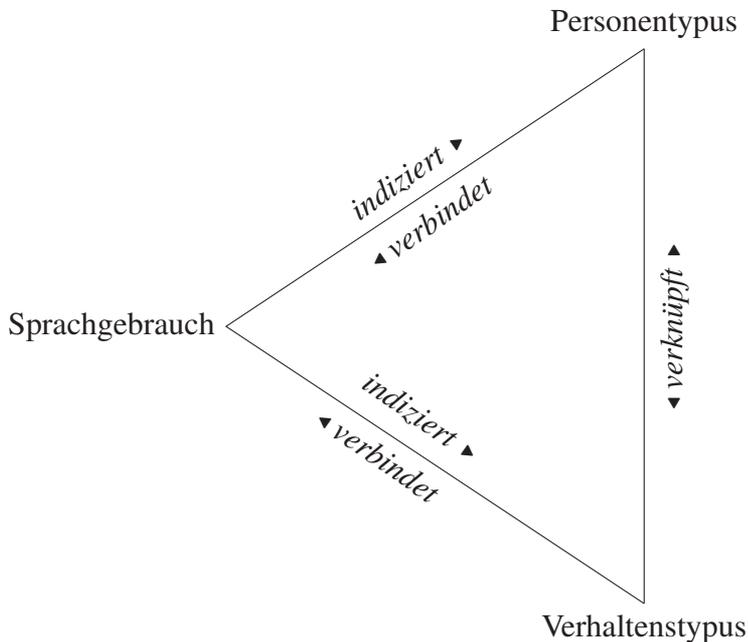


Abbildung 3: Soziales Register

Sprecher darzustellen oder anderen diesen Status abzusprechen bzw. sie können als Rezipienten einen Produzenten aufgrund seiner Sprachwahl und der Art und Weise, wie er sie praktiziert, als *adäquaten, distinkten, authentischen, unnatürlichen, legitimen* oder *illegitimen So-und-So-Sprecher* wahrnehmen. Die verschiedenen Ebenen hängen natürlich letztlich zusammen, sie werden aber teilweise durch unterschiedliche kommunikative Mittel realisiert.

Die bis hierhin genannten Aspekte lassen sich nun zu einem Modell sozialer Positionierung mittels Sprache zusammenfügen. In diesem Beitrag wird vorgeschlagen, soziale Positionierung mittels Sprache als eine Form *metapragmatischen Stancetakings*, als *metapragmatische Positionierung* zu verstehen. Ausgangspunkt hierfür ist ein modifiziertes Stance-Dreieck, bei dem die Stelle des ›Objekts‹ mit dem *Sprachgebrauch* besetzt wird (vgl. Abbildung 2): Ein Akteur *bewertet* und/oder *praktiziert* eine Sprachgebrauchsform in einer bestimmten Art und Weise (*authentifizierend, verfremdend* usw.). Dadurch, *dass* er das tut, und dadurch, *wie* er das tut, *positioniert* er sich selbst in einer bestimmten Art und Weise (affirmativ, ironisch usw.) zu diesem Sprachgebrauch. Insofern richtet sich der Akteur gegenüber anderen Akteuren aus, die das ebenfalls in einer spezifischen Art und Weise tun. Es kommt aber noch etwas hinzu: Der *Sprachgebrauch selbst* indiziert ja als Signifikant eines *Registers* einerseits soziale Personentypen und andererseits typisierte Verhaltensformen. Personen- und Verhaltenstypen werden so an eine Sprachgebrauchsform *gebunden* und sie werden über das Register miteinander *verknüpft* – ein semiotisches Beziehungsverhältnis, das man ebenfalls als triadisches modellieren kann (vgl. Ab-

bildung 3). Deshalb *richtet* sich ein Akteur, wenn er einen *sozial registrierten Sprachgebrauch* verwendet, auch zu diesen typisierten Personen aus, und er *positioniert* sich zu typisierten, ›registrierten‹ Verhaltensformen.

Soziale Positionierung durch Sprache ist also ein komplexer Positionierungsprozess über verschiedene Ebenen: Ein Akteur positioniert sich mit seinem Sprachgebrauch nicht nur – bzw. wird aufgrund seines Sprachgebrauchs nicht nur positioniert – in Relation zu anderen Akteuren aufgrund ihrer Bewertung oder Praxis dieses Sprachgebrauchs. Er positioniert sich – oder wird positioniert – aufgrund des bestimmte sprachliche Varianten betreffenden, sozial aber unterschiedlich distribuierten Registerwissens auch in Relation zu typisierten Personengruppen und Verhaltensformen, die mit dem Sprachgebrauch assoziiert und von ihm kontextualisiert werden. Zu diesen (wie zu konkreten Akteuren) kann sich ein Kommunikationsakteur in bestimmter Art und Weise (affirmierend, kritisch, ironisierend usw.) durch Sprachbewertung und Sprachpraxis positionieren und ausrichten. Zusammengenommen lässt sich dies mit Hilfe des Modells veranschaulichen, welches Abbildung 4 zeigt, ein Modell *metapragmatischer Positionierung*, welches die vorgestellten Modelle sozialer Positionierung (durch Sprachbewertung und sprachliche Performanz) und sozialer Indexikalität (durch Register) integriert. Die gestrichelten Linien auf der Seite des Registers sollen dabei verdeutlichen, dass der Registrierungsprozess ein dynamischer, potenzieller Prozess sozialer Zuschreibung ist.²

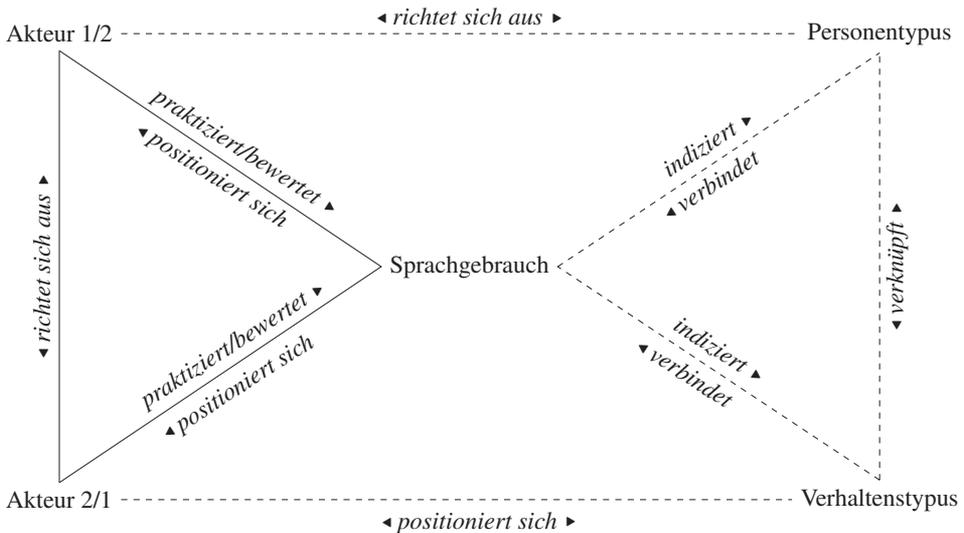


Abbildung 4: Metapragmatische Positionierung

2 Für wertvolle Hinweise zur Darstellung des Modells danke ich Sven Staffeldt.

4 Beispielfall: Die Erfindung der ›Internetsprache‹

Im Folgenden wird anhand eines Beispielfalls exemplifiziert, wie die beschriebenen Konzepte und Modelle für eine Analyse sprachideologischer Diskurse fruchtbar gemacht werden können. Der Fall betrifft ein metasprachliches Phänomen, die mediale Wahrnehmung und Bewertung der so genannten ›Internetsprache‹.

Wenn man in eine Suchmaschine das Stichwort *Internetsprache* eingibt, stößt man unter anderem auf folgende Beschreibung:

»Die meisten Internet-Neulinge stellt das World Wide Web am Anfang ihrer Reise vor das ein oder andere Rätsel um die Bedeutung zahlreicher Begrifflichkeiten in diesem Medium. In Chats, Foren sowie dem alltäglichen E-Mail-Verkehr hat sich nämlich eine ganz eigene Sprache etabliert, die Internetsprache. Sie ist geprägt von Abkürzungen und Emoticons (Smileys aus Satzzeichen).« (Sprachnudel 2013a)

Diese Charakterisierung findet sich auf der Seite *Sprachnudel.de*, welche sich selbst als »Wörterbuch der Jetztsprache« bezeichnet, und sich dem Besucher folgendermaßen vorstellt:

»Spar dein Geld für Sprachreisen, denn diese Seite richtet sich an alle Cracks, Geeks, Homies und Ikonen der verschiedenen Lifestyle-Szenen, indem Sie sprachliche Trends sammelt und Normalbürgern zugänglich macht. Was nicht im Duden steht soll zukünftig hier gefunden werden.« (Sprachnudel 2013b)

Im Sinne dieser Selbstverpflichtung stellt die Seite unter dem genannten Lemma eine »Liste mit entsprechenden Begriffen zur Verfügung«, um »den Netzjargon auch für die breite Masse verständlich zu machen« (Sprachnudel 2013a). Sie besteht aus zurzeit 71 primär lexikalischen Einheiten, nämlich 47 Nomina, 18 Verben, 7 in vollständige Propositionen auflösbare Akronyme und einem Adjektiv, und stellt eine Mischung dar aus Fachterminologie (wie *Blogosphäre*, *Hoax*, *Phishing*) und ironisch-expressiven Wortbildungen (wie *Fressensammlung*, *Wikidiot*, *Blogorrhö*). Außerdem enthält sie, was nicht ganz unwichtig ist, 27 Entlehnungen bzw. Lehnprägungen.

Eine ähnliche Beschreibung findet man in der selbsternannten »sinnfreien Enzyklopädie« *Stupidedia* (www.stupidedia.org), einer satirischen, optisch und stilistisch bewusst an die *Wikipedia* anschließenden kollaborativen Plattform, die den schönen Slogan führt: »Wissen Sie bescheid? Nein? Wir auch nicht!« (Stupidedia 2013a). Auf der Plattform werden einerseits satirisch Tagesereignisse kommentiert und andererseits versucht man Phänomene, welche die Beiträge für ›stupide‹ halten, mit einem ironisch gebrochenen lexikographischen Ernst zu beschreiben.

Unter dem Lemma *Internetsprache* findet sich dort die folgende Definition:

»**Internetsprache**, die, ein modernes Phänomen der Entwicklung unserer Sprache in ein stenotypisches Kürzelkonstrukt. Gespräche, wie sie das Beispiel rechterhand [ei-

nem angeblich aus einer Teamspeak-Konversation zitierten Gesprächsauszug, Anm. J.S] darstellt, hört man zu Tausenden auf so genannten Teamspeak Servern, die in der Regel der Verständigung zwischen einer Gemeinschaft von Computerspielern dienen. Ursprünglich entstand dieser zugegeben fremd wirkende Sprachgebrauch in den späten 90ern hauptsächlich in so genannten Chatrooms, um Gefühle und kurzzeitige Zustände möglichst schnell und treffend auszudrücken. Dadurch entstanden logisch anmutende Wörter wie zum Beispiel [... es folgt eine Liste von 28 Akronymen, Anm. J.S].« (Stupedia 2013b; vgl. auch Abbildung 5)

WISSEN SIE BESCHIED? NEIN? WIR AUCH NICHT!

ANMELDEN / BENUTZERKONTO ERSTELLEN

Seite Diskussion Lesen Bearbeiten Versionen Suche

Internetsprache

Internetsprache, die, ein modernes Phänomen der Entwicklung unserer Sprache in ein stenotypisches Kürzelkonstrukt. Gespräche wie sie das Beispiel rechterhand darstellt hört man zu Tausenden auf so genannten Teamspeak Servern, die in der Regel der Verständigung zwischen einer Gemeinschaft von Computerspielern dienen. Ursprünglich entstand dieser zugegeben fremdwirkende Sprachgebrauch in den späten 90ern hauptsächlich in so genannten Chatrooms, um Gefühle und kurzzeitige Zustände möglichst schnell und treffend auszudrücken. Dadurch entstanden logisch anmutende Wörter wie zum Beispiel

- * lol = laughing out loudly ---> Deutsche Übersetzung : Lal = Laut am Lachen
- * afk = away from keyboard (nicht am Computer)
- * om(f)g = oh my (fucking) god (Gottverdammte)
- * omfsm = oh mein fliegendes spaghetti monster
- * fdp = fils de pute = französisch für hurensohn
- * mdr = mort de rire = französisch für "sich totlachen"
- * plz = please (bitte) (auch "pls" möglich)
- * rofl = rolling over floor while laughing (Rolling on floor eating lunch)
- * roflpimp = rolling on floor peeing in my pants
- * roflmao = rolling on the floor laughing my ass off (rolling on (the) floor licking mum's ass over (me)
- * thx = thanks (danke) oder auch thy = thank you (ich danke dir)
- * cu/cucu (oder auch cya) = see you (ich sehe dich bzw. bis bald)
- * cus = see you soon (auf Wiedersehen!)
- * nn = noname (Du Niemand!)
- * btw = by the way (Wenn ich schon dabei bin)
- * ffs = for fuck's sake (verdammte nochmal)

New player:

- * K1l3r: „omg des best. wieder der n00b von gestorrRrRrRr“
- De@thbringer: „den bannen wa ma btw“
- * R1zeR: „darf ich darf ich plz?“
- De@thbringer: „hast do garkeine SA/CA rechte du bird xD“
- R1zeR: „gib ma“
- De@thbringer: „w8“
- * De@thbringer grants R1zeR Server Admin rights.
- * De@thbringer was kicked from the server by player R1zeR. Reason (hahahahaha pwnd bitch :P).

Inhaltsverzeichnis [Verbergen]

- 1 Grammatik
- 2 Leetspeak
- 3 Internetcommunitys
- 4 Umfrage
- 5 Abkürzungen / Akronyme
- 6 Zitate

Abbildung 5: »Internetsprache« (Stupedia 2013b)

Dies sind nur zwei von sehr vielen ähnlichen Beispielen für die Beschreibung der »Internetsprache«, die man im und außerhalb des Netzes in großer Zahl findet. Die Beschreibung eines angeblich »internetspezifischen« Sprachgebrauchs ist also keineswegs so exklusiv, wie es die Beschreibungen selbst oft für sich beanspruchen. Nicht zuletzt der von der *Sprachnudel* kontrastiv genannte *Duden* widmet sich vielfach dem Phänomen. Schon das orthographische Wörterbuch, das gemeinhin metonymisch als »der Duden« bezeichnet wird, enthält spätestens seit der 22. Auflage 2000 viele als »internetspezifisch« eingeschätzte Einträge – zum Leidwesen vieler Sprachkritiker. Darüber hinaus gibt es aber auch spezifische, auf ein breites Publikum ausgerichtete Publikationen des Dudenverlags zum Thema. Ein Beispiel, auf das die folgende Analyse näher eingehen wird, ist ein von Linguistinnen und Linguisten verfasster, in der Reihe »Thema Deutsch« herausgegebener Sammelband mit dem Titel »Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien« (Schlobinski 2006). Zwar setzt sich dieser Sammelband explizit kri-

tisch mit dem Konzept der ›Internetsprache‹ auseinander, dennoch profiliert er dieses allein schon im Titel – ein Faktum, auf das zurückzukommen sein wird.

Festhalten lässt sich als Ausgangsbeobachtung Folgendes:

- Im alltagsweltlichen Diskurs hat sich vielerorts die Vorstellung verfestigt, es gebe im Internet eine eigene, durch bestimmte Merkmale klar erkennbare und abgrenzbare ›Sprache‹.
- Diese sei Neulingen unverständlich und müsse, aus Sicht eines Teils der sich äußernden Diskursakteure, ›erlernt‹ werden, wenn man sich erfolgreich im Internet bewegen wolle; aus Sicht anderer stellt sie ein unnötiges und sinnfreies ›Imponiergehabe‹ dar, gegen das man sich als reflektierter Sprachteilhaber wehren müsse.
- Diese ›Sprache‹ wird auch als eigenständige Sprache bezeichnet, nämlich als *Netzsprache*, *Netspeak*, *Websprech*, *Internetslang*, spezifischer als *Chatslang* und *Chatspeak* – oder eben ganz allgemein als ›die‹ *Internetsprache* (wie man sieht, liefern viele Bezeichnungen die Bewertung des Phänomens gleich mit).

Viele Linguistinnen und Linguisten stören solche Aussagen und Kategorisierungen massiv. Zu ihnen zählt bemerkenswerterweise auch der Herausgeber des genannten *Duden*-Bandes, welcher sich in vielen Aufsätzen und Vorträgen vehement gegen den so genannten ›Mythos‹ der Internetsprache ausspricht, die es seiner Meinung nach nicht gibt und die ein Konstrukt linguistisch uninformierter Laien darstelle, die die medienlinguistische Forschung nicht zur Kenntnis nähmen (vgl. etwa Schlobinski 2001, 2012). Die Position Schlobinskis und vieler anderer Medienlinguisten, die ähnlich argumentieren (vgl. etwa Schmitz 2002; Dürscheid 2004; Androutsopoulos 2006), steht dabei in der Tradition einer langen Auseinandersetzung der Sprachwissenschaft mit dem massenmedialen Diskurs zu Sprache. Im Kern läuft diese Auseinandersetzung darauf hinaus, dass die Linguisten der so genannten ›Öffentlichkeit‹ vorwerfen, sich zu sprachlichen Fragen unsachlich zu äußern und linguistische Erkenntnisse dabei zu ignorieren, während Akteure des massenmedialen Diskurses der Linguistik umgekehrt häufig Arroganz unterstellen und konstatieren, dass diese – beispielsweise wenn es um Bewertungen des Sprachwandels geht – den eigentlichen Punkt verfehle (vgl. hierzu Spitzmüller 2005a, 2005b; für das Englische Cameron 1995).

Eine genauere metapragmatische Analyse zeigt jedoch, dass die Sache nicht so einfach ist. Am Beispiel der ›Internetsprache‹ lässt sich zeigen, dass die Annahme vieler Medienlinguisten, dass es diese nicht gebe, nicht in jeder Hinsicht zutrifft. Umgekehrt trifft aber auch die Aussage vieler Akteure im medialen Diskurs, dass es eine ›Internetsprache‹ gebe, nicht in jeder Hinsicht zu. Es kommt darauf an, auf welcher (indexikalischen) Ebene man das Phänomen betrachtet. Weiterhin zeigt die Analyse, dass die Annahme vieler Linguisten, dass ›Laien‹ ihr eigenes ›sprachtheoretisches Süppchen‹ kochten, ebenfalls nicht vollständig zutrifft. Wenn man sich nämlich ansieht, wie sich dieses Konzept diskursiv ent-

wickelt hat, dann lässt sich zeigen, dass einige Medienlinguisten an dieser ›Suppe‹ tatkräftig mitgekocht haben. Dies wird, mit Hilfe der besprochenen Konzepte, im Folgenden begründet. Dabei wird der Blick auf die Geschichte des Konzeptes der ›Internetsprache‹ im sprachreflexiven Diskurs gerichtet, die, wie gezeigt wird, die Geschichte einer *sozialen Registrierung* ist.

Die soziale Registrierung medien sprachlicher Formen wurde, jedenfalls für das Deutsche, bislang noch nicht systematisch aufgearbeitet. Zwar gehen viele medienlinguistische Arbeiten auf metapragmatische Zuschreibungen ein und zitieren einzelne Beispiele, zumeist jedoch nur, um diese als ›Mythen‹ zu bewerten, denen dann die empirischen Fakten entgegengehalten werden. Schon an systematischen Analysen zum medien sprachlichen Metadiskurs im Deutschen mangelt es, erst recht an solchen, die der Frage nachgehen, welche Funktionen die doch sehr rekurrenten metapragmatischen Konstruktionen haben. Für das Englische ist die Situation etwas besser. Von Thurlow (2006, 2007) etwa liegen detaillierte Analysen des medien sprachlichen Metadiskurses vor, und deziert die soziale Registrierung von ›Internetsprache‹ untersucht Squires (2010).

Sie zeigt am Beispiel der Ethnokategorien *Netspeak* und *Chatspeak*, wie sich ab Mitte der 1990er-Jahre im Metadiskurs der Presse, im Netz selbst, aber auch in den frühen linguistischen Arbeiten ein sozial distinktives Konzept einer ›Internetsprache‹ herausbildet, das zwar kaum empirisch (also auf der ersten indexikalischen Ebene) begründet ist, aber gleichwohl diese erste Ebene präsupponiert und dadurch erheblich auf die positive wie negative Bewertung des Mediums Internet und des dortigen Sprachgebrauchs zurückwirkt. Wird *Netspeak* in den 1990er-Jahren noch vor allem mit Fachvokabular verbunden, werden *Netspeak* und *Chatspeak* ab der Jahrtausendwende zunehmend mit bestimmten Verschriftungsformen (Akronymen, normabweichendem Schreiben, distinktiver Interpunktion) und angeblicher geschriebener ›Mündlichkeit‹ verbunden, Phänomenen, die auch in der frühen Internetforschung fokussiert wurden.³ Squires zeigt, dass bei der Registrierung Medialitätszuschreibungen eine wichtige Rolle gespielt haben: In einem ›neuen‹ Medium werden ›neue‹ Kommunikationsformen erwartet; beobachtete oder auch nur behauptete Abweichungen werden schnell als ›typisch‹ für dieses ›neue‹ Medium wahrgenommen, sie werden zumeist auf die medialen Bedingungen wie etwa die angebliche Synchronizität des Chats zurückgeführt und mit dem favorisierten ›richtigen‹ Sprechen (den Standardnormen) kontrastiert (vgl. Squires 2010, S. 470). In einem deutschen Zeitungstext wird diese Auffassung sehr schön auf den Punkt gebracht:

»Wo die neueste Technologie herrscht, herrscht auch die neueste Art zu kommunizieren.« (Die Welt, 2.10.1999)

3 Vgl. etwa Haase et al. (1997), Bär (2000) und Crystal (2001), die bezeichnenderweise auch von der »Sondersprache des Internet« (Haase et al. 1997, S. 53; ähnlich auch Bär 2000, S. 16), von »Cyberdeutsch«, »Sondersprache«, »Computersprache«, »E-Hochdeutsch« (Bär 2000, S. 16, S. 32) bzw. von »Netspeak« (Crystal 2001, S. 17–61 und passim) sprechen. Vgl. zum Konzept der ›geschriebenen Mündlichkeit‹ in der frühen Forschung kritisch auch Spitzmüller (2005c).

Squires zeigt weiterhin, wie ›Internetsprache‹ mit bestimmten metapragmatisch evaluierten Personentypen verknüpft wird, insbesondere mit Jugendlichen und interessanterweise vor allem mit Frauen sowie mit ›faulen‹ und ›unerfahrenen‹ Nutzern (»youth, females, the lazy or inexperienced«, Squires 2010, S. 479). Hier hat sich offenbar ein signifikanter Wandel seit der Frühzeit des Internets vollzogen, wo ›Netzsprache‹ häufig noch als Insiderjargon vor allem technikaffiner Männer – so genannter *Geeks* – verstanden wurde.

Eine Pilotstudie auf der Grundlage eines Korpus aus 121 deutschsprachigen Presstexten (von 1995 bis Februar 2013) zeigt, dass sich die von Squires beschriebenen Entwicklungen auch im deutschsprachigen Metadiskurs erkennen lassen, wenngleich es auch signifikante Unterschiede gibt, insbesondere die enge Verbindung mit der ›Fremdsprache‹ Englisch in der Frühzeit des Diskurses (»Monopol des Englischen«, taz, 7.12.1995) und später dann die Kopplung an den anwachsenden Anglizismendiskurs (vgl. zu diesem Spitzmüller 2005a). Wie in Squires' Korpus konzeptualisieren auch die frühen deutschsprachigen Texte von Mitte bis Ende der 1990er-Jahre ›Internet-‹ und ›Chatsprache‹ noch primär als eine Menge von Fachvokabular, das es für Internetnutzer zu erlernen gelte; die Texte enthalten dementsprechend häufig terminologische Glossare, die die ›Internetsprache‹ erläutern (vgl. dazu auch Kreisel/Tabbert 1996; Rosenbaum 1996; Abel 1999). Ab Ende der 1990er-Jahre und insbesondere ab der Jahrtausendwende wird ›Internetsprache‹ dann verstärkt als eine ›Geheimsprache‹ konzeptualisiert, die neben Fachvokabular vor allem aus Akronymen (wie *LOL*), Rebuschreibungen (wie *cu*) und Emoticons (wie ;-)) besteht. Diese werden zu sozialen ›Emblemen‹ der Netzsprache ikonisiert (vgl. zum Konzept der Ikonisierung Irvine/Gal 2000). Ein typisches (frühes) Beispiel für den Diskurs dieser Zeit ist das folgende:

»Kauder-Websch – die neue Sprache

[...] Entstanden ist eine regelrechte Geheimsprache, für die eine spezielle Zeichensprache und Vokabeln gelernt werden müssen. Zur Grundausrüstung eines Chatters gehören Emotionskürzel wie *LOL* (Laughing out Loudly = laut lachen, englisch), Abkürzungen wie ›cu‹ (tschüss), ›bvid‹ (bin verliebt in dich) oder ›blbr‹ (Bussi links, Bussi rechts) sowie Computer-Smileys, mit denen der jeweilige Gefühlszustand ausgedrückt wird. Inzwischen sind über 650 solcher Emoticons bekannt.« (Tages-Anzeiger, 26.06.1999)

Dieses Konzept verfestigt sich über die Jahre hinweg. Im Folgenden werden einige Beispiele gegeben, in denen als Embleme Fachtermini, Anglizismen (»Englischbrocken«), standardferne Verschriftung (wie *das funzt!*), Akronyme (wie *lol*) und Rebuschreibungen (wie *cu*), Inflektive (wie **traurigguck**), Emoticons (wie ;-)) und verknäppte Syntax genannt werden. Die Beispiele demonstrieren auch, dass als Personentypen vor allem Jugendliche genannt werden, deren ›Geheimsprache‹ die Eltern nicht verstünden. Im positiven Fall wird das Ganze als ›kreative Spielerei mit Normen‹ bewertet, im negativen als ›Sprachverfall‹:

- »Do you speak Internet?« (Die Welt, 21.12.1999)
- »[...] die Unachtsamkeiten hinsichtlich Stil, Orthografie und Interpunktion sind beträchtlich.« (Berliner Morgenpost, 30.1.2000)
- »PROG NICH GEHECKT?« Journal CEBIT – Ein Sprachbrei aus Fachausdrücken, Abkürzungen und Englischbrocken breitet sich im Internet aus. Das hört sich cool an, lässt normale Menschen aber meist ratlos zurück.« (Stern, 7.3.2002)
- »Zeichen-Sprache. Wie das Internet Kommunikation verkürzt.« (Hamburger Abendblatt, 5.4.2002)
- »Hey, frohe xmas und glg.« (taz, 20.12.2003)
- »Kreative Plauderei im Netz. Beim Chatten experimentieren Jugendliche mit der Sprache und mit ihrer Identität.« (Stuttgarter Nachrichten, 2.4.2005)
- »Wenn sich Babsi16 mit ihrem Chat-Freund BlackyB im Internet unterhält, dann versteht ihre Mutter meist nur Bahnhof. Was bitte bedeutet lol oder cu? Und was ist *trauriguck*?« (Stuttgarter Nachrichten, 2.4.2005)
- »Web-Sprache: Zwischen ›rofly‹ und ›liebgucl‹.« (Rheinische Post, 14.3.2006)
- »Die Computertastatur und das angekoppelte schnelle System verführen zu einer eigenen Art Sprache, dem Netzjargon.« (Hamburger Abendblatt, 7.6.2006)
- »cul8r: Wir sehen uns später. Geheimcode? Internet-Surfer und SMS-Schreiber erfinden ihre eigene Sprache.« (Berliner Morgenpost, 9.10.2006)
- »Das schnelle Medium Internet hat eine ganz eigene Form der Kommunikation hervorgebracht. So drückt man etwa in elektronischer Post seine Gefühle mit kleinen Gesichtern, so genannten Emoticons aus, die vornehmlich aus Punkten und Klammern bestehen: :-) steht für Lachen oder ;-) für Augenzwinkern. Auch Abkürzungen wie ›hdl‹ für ›hab' dich lieb‹ oder ›rotfl‹ für ›rolling on the floor, laughing‹ (vor Lachen auf dem Boden wälzen) haben sich in Texten eingebürgert.« (Stuttgarter Nachrichten, 15.1.2007)
- »Download mal das Progg zum Foten, das funzt!« (Spiegel Online, 28.6.2007)
- »Webbisch‹ für Anfänger. Der Jargon der Internetforen und Chatrooms ist gewöhnungsbedürftig und nicht immer leicht zu verstehen.« (Stuttgarter Nachrichten, 22. 10. 2007)

»Im Internet kennen sich die meisten Jugendlichen bestens aus. Dort herrscht eine ganz bestimmte Sprache: Es gibt keine Groß- und Kleinschreibung, Wörter werden nicht mehr ausgeschrieben, sondern durch Kürzel ausgedrückt.« (Rheinische Post, 30.4.2009)

»Lach, grins, grübel und merkwürdige Abkürzungen: In Internet-Chats hat sich nach Untersuchungen von Wissenschaftlern ein neues Deutsch entwickelt.« (SDA – Basisdienst Deutsch, 27.5.2009)

»Dabei hat das Schreiben in Echtzeit mittlerweile sogar eine eigene Sprache hervorgebracht. Dieser Chat-Slang zeichnet sich vor allem durch die häufige Verwendung von Abkürzungen aus: In vielen Dialogen reihen sich gleich mehrere kryptische Kürzel wie ›np‹ (›no problem‹) oder ›bwd‹ (›bin wieder da‹ [...]) aneinander.« (Focus Magazin, 26.10.2009)

»Mit LG, LOL und ROFL kurz und nervend durchs Netz« (Wiesbadener Kurier, 12.7.2011)

An dieser Stelle kann nicht detailliert auf die einzelnen Texte eingegangen werden, es seien aber ein paar generelle Befunde genannt, die das gesamte Korpus betreffen.

Tabelle 1: Soziale Embleme der ›Internetsprache‹

Phänomen	Nennung in Dokumenten
Akronyme u. Rebusschreibung	60
Anglizismen	25
Emoticons	24
›Normferne‹ Verschriftung	24
›Mündlichkeit‹	12
Inflektive	11
Englisch	11
Reduzierte Syntax	11
Buchstabeniterationen	2

N = 121

In Tabelle 1 sind die im Korpus zumeist genannten Merkmale bzw. sozialen Embleme der ›Internetsprache‹ zusammengestellt. Es zeigt sich, dass als Embleme vor allem saliente sprachliche Phänomene wahrgenommen werden, also solche Phänomene, die – im Vergleich zu dem, was gemeinhin als ›Standardsprache‹ oder auch ›gutes Deutsch‹ gilt –

›markiert‹ erscheinen. Sehr häufig sind dies genuin schriftsprachliche Phänomene (Akronyme, Rebusschreibungen, Emoticons, Inflektive, Buchstabeniterationen), aber auch so genannte ›mündliche‹ Formen (die nicht zuletzt deswegen als ›mündlich‹ gelten, weil sie von den Erwartungen prototypischer Schriftlichkeit abweichen). Wichtig ist dabei auch, dass sich aus solchen Zuschreibungen *ex negativo* Standardsprachideologien able- sen lassen: Als ›gutes Deutsch‹ gilt eine elaborierte Schriftlichkeit mit ›vollständiger‹, komplexer Syntax, orthographiekonformes Schreiben sowie ein ›reines‹ (d.h. möglichst von Entlehnungen ›freies‹) Deutsch (vgl. dazu Spitzmüller 2005a). Je ›exotischer‹ ein Sprachgebrauch erscheint, desto besser lässt er sich offenbar als eigenständige ›Sprache‹ fassen, als homogenes ›Objekt‹ also, zu dem sich die Diskursakteure positionieren kön- nen.

Tabelle 2: Soziale Typen

Typus	Nennung in Dokumenten
›Jugendliche‹	30
›Geeks‹	3
(›Berufsjugendliche‹) Erwachsene	3

N = 121

Tabelle 2 zeigt die ›sozialen Typen‹, mit denen dieser Sprachgebrauch assoziiert wird. Ähnlich wie in Squires' Korpus werden in den ganz frühen Texten zunächst vor allem die ›Geeks‹ genannt, später dann zumeist einfach nur noch ›die Jugend‹ sowie auch Erwach- sene, die nach Meinung der Autoren gerne ›jugendlich‹ wirken wollen. Dass ›Jugendlich- keit‹ (im Sinne einer sozialsymbolischen Kategorie) als sprachideologische Bezugsgröße sehr wichtig ist, wurde bereits in anderen Analysen sprachideologischer Diskurse ge- zeigt, besonders in den Arbeiten zur so genannten ›Jugendsprache‹. Wie insbesondere Ja- nuschek (1989) in seiner wegweisenden Arbeit zur *Erfindung der Jugendsprache* zeigt, spielen hier (affirmative wie distanzierende) Projektionen eine wichtige Rolle. Indem sich die Diskursakteure metapragmatisch zur ›Sprache‹ angeblicher ›Jugendlicher‹ posi- tionieren, positionieren sie sich auch zu den Werten und Einstellungen, die ›Jugendlich- keit‹ sozial zugeschrieben werden. Aspekte wie ›Progressivität‹ und ›Konservativismus‹ spielen in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle.

Tabelle 3: Handlungsformen und -gründe

Handlungsform/Grund	Nennung in Dokumenten
Abgrenzung (›Geheimsprache‹)	20
Kreativität	8
Inkompetenz/Unreflektiertheit	18

N = 121

Die projektierten Handlungsformen, Ziele und Gründe für die ›Internetsprache‹ sind in Tabelle 3 zusammengestellt. Als solche erkennen die Texte vor allem ›Abgrenzung‹ (Stichwort ›Geheimsprache‹), ›Sprachspielerei‹ sowie, aus kritischer Sicht, ›Inkompetenz‹ und ›mangelnde Sprachreflexion‹. Der Reiz des ›Exotischen‹, die Offenheit für ›Neues‹ oder, auf der anderen Seite, die Berufung auf ›Traditionen‹, ›sprachliche Normen‹, ›Kompetenzen‹ und ›kulturelle Werte‹ sowie die Position, die die Diskursakteure über ihre metapragmatische Bewertung relativ zu diesen Werten zu erkennen geben, sind zentrale ideologische Ankerpunkte, mit deren Hilfe die Akteure die Grenzlínien ihrer eigenen Lebenswelt ziehen, mit denen sie der sozialen Wirklichkeit eine kontingenzreduzierte, überschaubare ›Ordnung‹ geben und mit denen sie ihr eigenes sprachliches und soziales Handeln legitimieren und nobilitieren.

Es zeigt sich also, dass es hier um weit mehr als um ›Sprache‹ geht. Sprachideologische Diskurse und metapragmatische Positionierungen sind ein Mittel der Strukturierung und Ordnung von Gesellschaft, der Konstitution sozialer Gruppen, zu denen sich die Diskursakteure zurechnen oder von denen sie sich abgrenzen können, und der Kommunikation und Aushandlung grundlegender sozialer Werte.

Wenn man sich nun als Linguist fragt, wie dieser Geist ›aus der Flasche‹ kam (vgl. zu diesem Bild Cameron 2004), dann muss man mit Blick auf die Texte konstatieren, dass die Linguistik selbst ganz offensichtlich als ›Flaschenöffner‹ gedient hat (auch dies bestätigt Squires' Befunde). Schon die frühen Texte berufen sich nämlich unmittelbar auf medienlinguistische Arbeiten. Das folgende Beispiel illustriert dies:

»Internet verändert Sprache rasant

Düsseldorf (dpa) Das Internet verändert nach Ansicht des Sprachwissenschaftlers Prof. Dieter Stein die Sprache rasant. ›Das neue Medium bringt wieder mehr mündliche Elemente in die Sprache, weil man darin schreibt, wie man spricht‹, sagte der Anglistikprofessor am Freitag in Düsseldorf im Vorfeld einer internationalen Konferenz über historische Linguistik. Während neue Sprachformen bisher rund 1.000 Jahre benötigten, um sich durchzusetzen, wäre das im Internet bereits nach drei Monaten bemerkbar. Dazu gehörten unter anderem das Auslassen der Artikel und einfache Satzkonstruktionen.« (taz, 9.8.1997, S. 20)

In diesem Interview wird das Bild eines geradezu ›dramatischen‹ Sprachwandels durch das Internet und einer Sprache, die ›ganz anders‹ (und in der Tendenz ›reduziert‹) ist, gezeichnet und sprachwissenschaftlich autorisiert. In diesen frühen Texten sprechen die Linguisten selbst häufig auch noch sehr direkt von »der Internetsprache« oder »dem Chatslang«, sie betonen vor allem die Unterschiede zu ›alten Medien‹ und machen die Medien häufig auf die Phänomene überhaupt erst aufmerksam, die später als Embleme registriert werden, also auf Akronyme, Inflektive, verknappte Syntax usw.

Auch in späteren Phasen des Diskurses bleibt die linguistische Beteiligung hoch. Insgesamt beziehen sich immerhin 46 Artikel aus dem Korpus (also ca. 38%) unmittelbar auf linguistische Untersuchungen bzw. auf Aussagen von Sprachwissenschaftlern – und

zwar zum Teil genau der Sprachwissenschaftler, die momentan so vehement gegen den Mythos der ›Internetsprache‹ kämpfen. In den allermeisten Fällen verwenden die Texte diese Referenzen dabei als Stützung für die Ansicht, dass es eine spezifische ›Internetsprache‹ gibt. Selbst in den späteren Texten, in denen Linguisten versuchen, gegen diese Annahme zu argumentieren, bleibt am Ende zumeist dieser Eindruck stehen, nicht zuletzt deswegen, weil auch diese Texte häufig eine Fülle komprimierter, hochstilisierter, möglichst exotischer ›Internetsprache‹ präsentieren, ›Internetsprache‹ also auf der dritten indexikalischen Ebene. Auch der zu Beginn erwähnte *Duden*-Band (Schlobinski 2006) hat eine ganze Reihe von Artikeln nach sich gezogen, die das Buch im Wesentlichen als ›wissenschaftlichen Beweis‹ dafür anführen, dass ›Internetsprache‹ eben vor allem *hdl* und *cul8r* ist. Exemplarisch illustriert dies das folgende Zitat, das einer Besprechung dieses Buchs entnommen ist:

»Das schnelle Medium Internet hat eine ganz eigene Form der Kommunikation hervorgebracht. So drückt man etwa in elektronischer Post seine Gefühle mit kleinen Gesichtern, so genannten Emoticons aus, die vornehmlich aus Punkten und Klammern bestehen: :-) steht für Lachen oder ;-) für Augenzwinkern. Auch Abkürzungen wie ›hdl‹ für ›hab' dich lieb‹ oder ›rotfl‹ für ›rolling on the floor, laughing‹ (vor Lachen auf dem Boden wälzen) haben sich in Texten eingebürgert. Während viele schon den drohenden Sprachverfall beschwören, ist vor allem bei Jugendlichen diese Art der Kommunikation in den Alltagsgebrauch eingeflossen – längst losgelöst vom Medium Internet.« (Stuttgarter Nachrichten, 15.1.2007, S. 11)

Die Analyse zeigt also, dass es tatsächlich eine ›Internetsprache‹ gibt – allerdings weniger als faktische Form des Sprachgebrauchs denn als interpretatives Konstrukt mit einer spezifischen sozialen Bedeutung. Die Annahme einer durch bestimmte stereotype Formen erkennbaren ›eigenen‹ Sprache, die vor allem bestimmte Sprechergruppen sprechen, prägt ganz offensichtlich die Wahrnehmung von Mediensprache, jedenfalls die öffentlich geäußerte Wahrnehmung. Diese ›Internetsprache‹ hat sich diskursiv entwickelt, sie wurde über mehrere Stufen der indexikalischen Verfestigung *sozial(-semiotisch) registriert* – als ›Zeichen‹ bestimmter Sprechergruppen, denen man diesen Sprachgebrauch zuschreibt, und eines bestimmten Lebensstils, den man diesen Sprechergruppen unterstellt.

Die Linguistik, die aufgrund empirischer Befunde versucht, gegen diese Vorstellung zu argumentieren, hat nolens volens maßgeblich zur sozialen Registrierung beigetragen. Sie ist also ein wichtiger Akteur in dieser Geschichte. Was Jannis Androutsopoulos in einer metapragmatischen Untersuchung zur *Erfindung ›des‹ Ethnolekts* mit Blick auf die Rolle der Linguistik im Diskurs festgehalten hat, lässt sich nahezu unmodifiziert als Befund auch auf die vorliegende Analyse übertragen, wenn man *Ethnolekt* durch ›Internetsprache‹ ersetzt:

»Sprachwissenschaftler und -innen sind an der Produktion des Ethnolekts maßgeblich beteiligt. Ihre Expertenbeiträge legitimieren die journalistische [...] Behandlung

des Gegenstands und führen Verfahren vor, die den Gegenstand Ethnolekt überhaupt erst konturieren: Benennung und Klassifizierung, normativer Vergleich und Merkmalsselektion etc. Direkte bzw. indirekte (journalistisch aufbereitete) Expertenbeiträge sind oft von Standardismus geprägt und von der journalistischen Bearbeitung und Mediatisierung abhängig. Die Annahme, dass Expertenbeiträge in journalistischen Berichten sachliche Aufklärung leisten, trifft pauschal und verallgemeinert nicht zu: ausschlaggebend ist vielmehr ihre journalistische Kontextualisierung.« (Androutsopoulos 2011, S. 117; vgl. zu dem letzten Punkt auch grundsätzlich Spitzmüller 2011)

Die Funktion dieses indexikalischen Konstrukts ist, wie gezeigt wurde, in erster Linie eine soziopragmatische: Die Vorstellung einer identifizierbaren ›Sondersprache‹ ermöglicht *soziale Positionierung* zu dieser ›Sondersprache‹ und den mit ihr assoziierten Personentypen und Handlungsformen – sei es affirmativ oder distanzierend.

5 Resümee

Der vorliegende Beitrag hat gezeigt, wie insbesondere sprachideologische Diskurse und die Konstitution von Sprachideologien mit Hilfe soziolinguistischer und sprachanthropologischer Konzepte gefasst und analysiert werden können. Es wurde demonstriert, wie diskursive Konzepte im Rahmen von sozialemiotischen Zuschreibungsprozessen emergieren, wie man soziale Positionierung durch Sprache als diskursives Phänomen begreifen und somit Stratifizierungsprozesse sprachtheoretisch genauer beschreiben kann. Im Kontext der Diskurslinguistik kann dies als Vorschlag verstanden werden, wie man die dort notorisch unterspezifizierte ›Akteursebene‹ (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 172–187) mit sprachwissenschaftlichen Mitteln präziser explorieren kann. Der Beitrag schließt aber mit der Hoffnung, dass die Diskurslinguistik nicht die einzige diskursanalytische Teildisziplin ist, für die die vorgestellten Theorien und Konzepte von Interesse sind. Idealerweise sollten sie – gemäß dem Anspruch des interdisziplinären Unternehmens *Diskursforschung* – auch für diskursanalytische Varianten anderer Disziplinen sowie auch für die interdisziplinäre Diskussion inspirierend (oder vielleicht auch nur widerspruchsfördernd) sein. Zumindest sollte aber deutlich geworden sein, wie tief und verzweigt die diskursive Verwurzelung von Sprache ist, welche zentrale Rolle semiotische und kommunikative Prozesse in diskursiven Praktiken spielen, und nicht zuletzt auch, dass *Diskurslinguistik* nicht nur *Historische Semantik*, *Korpuslinguistik* und *CDA*, sondern ganz wesentlich auch *Soziolinguistik* und *Linguistische Anthropologie* umfasst.

Literatur

- Abel, J. (1999): *Cybersl@ng: Die Sprache des Internet von A bis Z*. München: Beck.
- Agha, A. (2006): Registers of Language. In: Duranti, A. (Hrsg.): *A Companion to Linguistic Anthropology*. Malden und Oxford: Blackwell, S. 23–45.
- Agha, A. (2007): *Language and Social Relations*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Althusser, L. (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung). In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg und Berlin: VSA, S. 108–153.
- Androutsopoulos, J. (2006): Introduction: Sociolinguistics and computer-mediated communication. In: *Journal of Sociolinguistics* 10(4), S. 419–138.
- Androutsopoulos, J. (2011): Die Erfindung ›des‹ Ethnolekts. In: *LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 164, S. 93–120.
- Auer, P. (1986): Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* 19, S. 22–47.
- Bachtin, M. (1929/1971): *Probleme der Poetik Dostojewskis*. München: Hanser.
- Bär, J. A. (2000): Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: Eichhoff-Cyrus, K. M./Hoberg, R. (Hrsg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* Mannheim und Wien: Dudenverlag, S. 9–34.
- Blommaert, J. (2005): *Discourse. A critical introduction*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Blommaert, J. (2010): *The Sociolinguistics of Globalization*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Bucholtz, M./Hall, K. (2006): Language and Identity. In: Duranti, A. (Hrsg.): *A Companion to Linguistic Anthropology*. Malden und Oxford: Blackwell, S. 369–394.
- Cameron, D. (1995): *Verbal Hygiene. The Politics of Language*. London und New York: Routledge.
- Cameron, D. (2004): Out of the bottle: The social life of metalanguage. In: Jaworski, A./Coupland, N./Galasiński, D. (Hrsg.): *Metalanguage. Social and Ideological Perspectives*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 311–321.
- Crystal, D. (2001): *Language and the Internet*. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Du Bois, J. W. (2007): The stance triangle. In: Englebretson, R. (Hrsg.): *Stancetaking in Discourse. Subjectivity, evaluation, interaction*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, S. 139–182.
- Duranti, A. (Hrsg.) (2006): *A Companion to Linguistic Anthropology*. Malden und Oxford: Blackwell.
- Dürscheid, C. (2004): Netzsprache – ein neuer Mythos. In: Beißwenger, M./Hoffmann, L./Storror, A. (Hrsg.): *Internetbasierte Kommunikation*. Duisburg: Redaktion OBST, S. 141–157.
- Englebretson, R. (Hrsg.) (2007): *Stancetaking in Discourse. Subjectivity, evaluation, interaction*. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins.
- Foucault, M. (1997): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gramsci, A. (1991–2002): *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe in 10 Bänden*. Hrsg. von K. Bochmann und W. F. Haug. Hamburg: Argument.
- Gumperz, J. J./Hymes, D. (Hrsg.) (1972): *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Haase, M./Huber, M./Krumeich, A./Rehm, G. (1997): *Internetkommunikation und Sprachwandel*. In: Weingarten, R. (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer*. Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 51–85.
- Halliday, M. A. K. (1978): *Language as social semiotic. The social interpretation of language and meaning*. Baltimore: University Park Press.
- Hymes, D. (1974): *Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach*. Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.

- Irvine, J. T./Gal, S. (2000): Language Ideology and Linguistic Differentiation. In: Kroskrity, P. V. (Hrsg.): Regimes of Language: Ideologies, Politics, and Identities. Santa Fe und New Mexico: School of American Research Press, S. 35–84.
- Jaffe, A. (Hrsg.) (2009): Stance. Sociolinguistic Perspectives. Oxford und New York: Oxford University Press.
- Jakobson, R. (1971): Linguistik und Poetik. In: Ihwe, J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Band II/1: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 142–178.
- Januschek, F. (1989): Die Erfindung der Jugendsprache. In: Januschek, F./Schlobinski, P. (Hrsg.): Thema »Jugendsprache«. Bremen: Redaktion OBST, S. 125–146.
- Jaworski, A./Coupland, N./Galasiński, D. (Hrsg.) (2004): Metalanguage. Social and Ideological Perspectives. Berlin und New York: de Gruyter.
- Johnstone, B./Andrus, J./Danielson, A. E. (2006): Mobility, Indexicality, and the Enregisterment of »Pittsburghese«. In: Journal of English Linguistics 34(2), S. 77–104.
- Kreisel, U./Tabbert, P. A. (1996): Net Jargon: Englisch fürs Internet. Reinbek: Rowohlt.
- Labov, W. (1971): The study of language in its social context. In: Fishman, J. A. (Hrsg.): Advances in the Sociology of Language. Band 1. Basic Concepts, Theory and Problems. The Hague: Mouton, S. 152–216.
- Peirce, C. S. (1903/1983): Phänomen und Logik der Zeichen. Hrsg. und übersetzt von H. Pape. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosenbaum, O. (1996): Chat-Slang. Lexikon der Internet-Sprache. Über 3000 Begriffe verstehen und anwenden. München: Hanser.
- Schlobinski, P. (2001): Rezension: David Crystal (2001): Language and the Internet, *www.mediensprache.net/en/literatur/rezensionen/docs/1452.pdf* (Abruf 19.6.2012).
- Schlobinski, P. (Hrsg.) (2006): Duden Thema Deutsch 7. Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den neuen Medien. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Schlobinski, P. (2012): Der Mythos von der Cybersprache – und seine sprachpuristischen Folgen. In: Anderwald, L. (Hrsg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit? Berlin und Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 185–197.
- Schmitz, U. (2002): E-Mails kommen in die Jahre. Telefonbriefe auf dem Weg zu sprachlicher Normalität. In: Ziegler, A./Dürscheid, C. (Hrsg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen: Stauffenburg, S. 33–56.
- Silverstein, M. (1979): Language structure and linguistic ideology. In: Cline, P. R./Hanks, W./Hofbauer, C. (Hrsg.): The Elements: A Parasession on Linguistic Units and Levels Including Papers from the Conference of Non Slavic Languages of the USSR. Chicago: Chicago Linguistic Society, S. 193–247.
- Silverstein, M. (1993): Metapragmatic discourse and metapragmatic function. In: Lucy, J. A. (Hrsg.): Reflexive Language. Reported Speech and Metapragmatics. Cambridge und New York: Cambridge University Press, S. 33–58.
- Silverstein, M. (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: Language and Communication 23(3-4), S. 193–229.
- Spitzmüller, J. (2005a): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin und New York: de Gruyter.
- Spitzmüller, J. (2005b): Das Eigene, das Fremde und das Unbehagen an der Sprachkultur. Überlegungen zur Dynamik sprachideologischer Diskurse. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 1(3), S. 248–261.
- Spitzmüller, J. (2005c): Spricht da jemand? Repräsentation und Konzeption in virtuellen Räumen. In: Kramorenko, G. (Hrsg.): Aktual'nije problemi germanistiki i romanistiki [Aktuelle Probleme der Germanistik und der Romanistik]. Band 9, Teil I: Slovo v jasyke u retschi [Das Wort in Sprache und Rede]. Smolensk: SGPU, S. 33–56.

- Spitzmüller, J. (2011): Sprachkritik und Wissenstransfer. Wege zu einem kritischen Selbstverständnis. In: Schiewe, J. (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Bremen: Hempen, S. 167–177.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und New York: de Gruyter.
- Sprachnudel (2013a): Internetsprache, www.sprachnudel.de/kategorie/internetsprache (Abruf 13.2.2013).
- Sprachnudel (2013b): Sprachnudel. Wörterbuch für Umgangssprache der Jetztzeit, www.sprachnudel.de (Abruf 13.2.2013).
- Squires, L. (2010): Enregistering internet language. In: Language in Society 39, S. 457–492.
- Stupidedia (2013a): Hauptseite, www.stupidedia.org/stupi/Hauptseite (Abruf 13.2.2013).
- Stupidedia (2013b): Internetsprache, www.stupidedia.org/stupi/Internetsprache (Abruf 13.2.2013).
- Thurlow, C. (2006): From statistical panic to moral panic: The metadiscursive construction and popular exaggeration of new media language in the print media. In: Journal of Computer-Mediated Communication 11(3), www.jcmc.indiana.edu/vol11/issue3/thurlow.html (Abruf 21.6.2012).
- Thurlow, C. (2007): Fabricating youth: New-media discourse and the technologization of young people. In: Johnson, S./Ensslin, A. (Hrsg.): Language in the Media. Representations, Identities, Ideologies. London und New York: Continuum, S. 213–233.
- Verschueren, J. (2004): Notes on the role of metapragmatic awareness in language use. In: Jaworski, A./Coupland, N./Galasiński, D. (Hrsg.): Metalanguage. Social and Ideological Perspectives. Berlin und New York: de Gruyter, S. 53–73.
- Vološinov, V. N. (1929/1975): Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft. Hrsg. und mit einer Einleitung versehen von S. Weber. Berlin und Frankfurt am Main: Ullstein.

Anschrift:

PD Dr. Jürgen Spitzmüller
 Deutsches Seminar
 Universität Zürich
 Schönberggasse 9
 CH-8001 Zürich
 spitzmueller@ds.uzh.ch